

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

78 (2.4.1930) Die Mußestunde

Die Klüßestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

13. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 2. April 1930

Feiertag

Georg Keller

Da rauschen Tannen,
Große, schlanke,
Und über ihnen eilen Wolken
Im schnellen Flug vorüber.

Rundum ist's stille —
Ein großer Bullard kreist freiliegend
Und kühlt in dichtem Gehölz,
Voll Ungebild der Dämm'ring barrend.

Das hohe Windgeas lichter Stellen
Wiesat wellenartig sich
Und neigt die feinen Spindelst,
Vor weiten Augen eines Menschen.

Der liegt der Länge nach in ihrem Schoße
Und schaut so unerwandt
Esst nach den Tannen —
Dann nach Wolken.

Das große Schöneim um und um
Erbebt gemallt seine Brust.
Und traumverloren starrt es ihm,
Als käme von ihm Regenluft.
Er träumt — träumt — träumt,
Und fern schlagen —
Die Maschinen.

(Mit besonderer Aufmerksamkeit des Freidenker-Verlages, Leipzig, dem Buche „Andersender Tag“ von Georg Keller entnommen. Preis 40 Hg.)

Zu Spät

Novelle von Rees van Bruggen.

Onkels Kornesheit war über jeden Zweifel erhaben. Woher hatte er sie? Niemand wußte es. Er war aber ein gutmütiger und einfacher Mann als jemand, der sich über seinen Rang erhob. Auch hatte er kein Geld.

Wenn Onkel zu Besuch kam, galt dies als ein Ereignis von Bedeutung. Man holte den besten Stuhl herbei und tat ein Höchstes in den Dien. Und es entstand ein Flüstern in der Küche, mit dem angenehmen Erfolg, daß ein Kuchen mit dem frischen Kaffee aufgetragen wurde.

Die Nichten, es waren drei, blühten festlich drein. Nicht sofort, aber nach und nach. Zunächst rief Onkels Inzipation eine Art Bestätigung hervor. Jeder unterbrach seine Beschäftigung, als ob er bei etwas Mißbilligenswertem ertappt wäre. Es dauerte eine Weile, bevor man seine Fassung wiedergewonnen hatte und sich überzeugte, daß es ja wirklich nichts Schlimmes war, zu häßeln, ein Buch zu lesen oder Kartoffeln zu schälen. War unglücklicherweise eine Veränderung der Atmosphäre gewahr. Die angerote und freundschaftliche Unterhaltung hörte auf. Der Gast hatte das deutliche Gefühl, eine Familienszusammenkunft zu führen, als wollte man über Erblichkeiten sprechen oder Geldangelegenheiten ordnen. Ein schneller Abschied ließ die sonst gastfreie Familie sichtbar aufatmen.

Onkel selbst rief solche Konjuration nicht hervor. Im Gegenteil, er liebte es, neue Bekanntschaften zu machen und Abwechslung in seine Unterhaltung zu bringen. Die unerwartete Flucht, die sein Erscheinen ausweckte, irritierte ihn. Es dauerte lange, ehe er sie als eine Art Auszeichnung schätzen lernte. Manchmal war er nahe daran, die Schuld bei sich zu suchen und zu fragen: „Das schienen recht nette Leute zu sein; warum schüchtern sie nur immer, wenn ich hereinkomme?“

Endlich glaubte er, die richtige Erklärung gefunden zu haben. Die Nichten wollten ihn lieber für sich allein haben. In dieser Erklärung war etwas, das auch seiner Selbstzufriedenheit schmeicheln konnte.

Onkel, der in der Eintönigkeit einer Küstlerkolonie seine Lebensrente verdient hatte, fand Gefallen daran, seine Daßschwester und ihre drei Töchter zu besuchen. Seine war alt geworden nach dem Tode ihres Mannes. Aber die Kinder waren hübsche, frohliche

Mädchen, so zwischen achtzehn und fünfundsiebenzig, er wußte es nicht genau. Sie hatten muntere frühe Familiengeschichte, blaue Augen und blondes Haar, er verwechselte immer wieder ihre Namen.

Vand er sie so alle vier beieinander so vermischte er das Familienleben mehr als jemals früher in seiner Wildnis. Eine farbige Dame hatte dort seine Haushaltung geführt, unter vollkommener Regierung ihrer Persönlichkeit. Ihre Anwesenheit sollte er nicht bemerkt, nur ihre Abwesenheit wäre ihm aufgefallen, aber dieser Zustand kam nicht vor. Sie stellte keine Ansprüche, sie war nicht krank, sie bekam keinen hinderlichen Familienbesuch, sie ließ ihn in Ruhe, solange Grund bestand zu der Annahme, daß er in Ruhe gelassen werden wünschte, sie leitete ihm Gesellschaft, wenn er das Verlangen danach deutlich merken ließ.

Diese fürsorgliche Ergebenheit hatte ihm sein einfaches Leben verführt, und erst als die Zeit für ihn gekommen war, nach Hause zurückzukehren, erkannte er, daß so etwas wie eine Bestehung bestand zwischen ihm und der schwarzen Frau. Er hatte dieses Verhältnis nach landschaftlicher Gewohnheit durch eine finanzielle Bindung gelöst, jedoch in seinem Gefühl, das zum Sentimentalen neigte, die Rechnung damit nicht vollständig bestritten. Dies machte ihn auf der Reise nach Europa ein bißchen still.

Das lag nun schon lange zurück. Onkel hatte Zeit genug gehabt, unter Gleichzeitigen und Standesgenossen „ein anderer Mensch“ zu werden. Im Klub unter den Stammgästen, bekannte er sich als Anhänger des englischen Brinsins, die seine Vermählung weihen und dunklen Blutes duldet. So dargestellt, schien es eine annehmbare und beruhigende Lebensweise.

Den liebevollen Empfang bei Sine und ihren drei Töchtern genoss er sparsam wie einen Federbüß. Mit Interesse erkundigte er sich nach ihren Studien und Vergnügungen und gelegentlich auch nach ihren Zukunftsplänen, denn hübsche junge Mädchen verlangten doch auch noch etwas anderes von ihrem Leben, als Jura oder Musik zu studieren. Waren denn noch keine jungen Leute in Sichtweite?

In dieser Beziehung schien man vor Onkel Geheimnisse zu haben, direkte Antworten bekam er nie. Auch wenn er sie unerbötlich aufsuchte, traf er niemals Kandidaten, die sich fähig und willens zeigten, die Zukunft der Nichten so blumreich zu gestalten, wie er sich das gern vorstellte.

Auf dem Wege zum Klub hierüber in Gedanken verfunken und nach dem Abendessen, auf dem Heimwege, noch immer denselben Grübeleien nachgebend, machte Onkel verwirrende Entdeckungen bei sich selbst. In der öden Wüste seiner Seele begann etwas zu keimen. Ein Gefühl wunderlicher Ursprungs. Denn es hing zusammen mit seinem früheren Dasein, als ob er vor diesem Leben schon einmal gelebt und angenehme Dinge erfahren hätte. Die Möglichkeit, daß es mit seiner schwarzen Lebensgefährtin in Zusammenhang stehen könnte, wies er weit von sich. Es war etwas Erhabenes in seinem Gefühl und etwas aus viel früherer Zeit, wovon man an Seelenwanderung denken konnte oder an Wurselstücke, deren geheimnisvolle Lebenskraft sich unter der Erde fortpflanzte.

Das Wetter war sommerlich und der Tag lang und still. Onkel machte noch einen Umweg. Dann hatte er auch keine Lust mehr zu essen. Er veräuerte sein Abendessen. Um sich zu zerstreuen, sah er sich „Kanoof, der Eskimo“ im Kino an. Durch sonderbare Assoziation brachte ihn die schneeige Geschichte nach Afrika zurück, und noch einmal verwarf er den törichtesten Gedanken, daß das Beunruhigende etwas mit der schwarzen Nina zu tun haben könnte. Er prüfte sein Alter und fand sich noch jung. Dann prüfte er sein Alter nochmal und fand, daß er ein alter Herr wäre, der keine Tochter mehr haben dürfte. Und wieder kam er auf die Nichten zurück und er wußte nicht, an welche. Eine Unfähigkeit, die ihn dann wieder ernüchterte. Denn wenn er es sich einfallen ließ, am Verlieben und Seitzieren zu denken, mußte er doch zu allererst wissen, wen er dabei im Auge hatte.

Dies nun wußte er nicht. Er wartete vierzehn Tage und wußte es noch nicht. Er kam sich närrisch vor, als er vor der Tür von Sines Wohnung stand. Es läutete, ohne sich dessen richtig bewußt zu sein, und ging mit schweren Füßen die Treppe hinauf.

Er traf Onkel, die jüngste, achtzehnjährige, allein im Vorzimmer. Das Hausmädchen sang in der Küche ein Lied von Liebe und Rache.

Warum bekam er nun nicht wieder den besten Stuhl? Warum wurde kein frischer Kaffee gemacht? Warum ließ Onkel, die wahr-

und die eigentliche Atomzertrümmerung noch nicht erreicht worden. Der Atomkern widerstand allen Sprengungsversuchen. Dieser ist außerordentlich klein und verbält sich zum Bacterium ungefähr ebenso wie ein Nadelkopf zum Berliner Rathaus. Der Atomkern wird durch ungeheure Kräfte zusammengehalten, deren Freiwerdung durch Zertrümmerung des Kerns der Menschheit ungeheure Energiemengen billig liefern würde.

Ziel scheint man diesem Ziel durch die Verträge eines deutschen Gelehrten endlich nahe gekommen zu sein. Aus Amerika kommt von der Jahresversammlung der „American Chemical Society“ die Nachricht, daß der deutsche Chemiker Professor Dr. R. F. Bonhöffer aus Berlin seine neue Hydrogen Theorie demonstrierte, darauf basierend das Wasserstoffatom irreparabel ist. Die daraus resultierenden zwei Gase sollen voneinander ganz verschiedene chemische Eigenschaften haben. Die amerikanischen Zeitungen berichteten ausführlich darüber und bemerken, daß es sich zwar zunächst nur um ein rein wissenschaftliches Problem handle, daß diese Theorie aber von größter praktischer Bedeutung für die Gewinnung von Gasolin und für die Petroleumindustrie werden könne. Dr. Taylor, der Vorsitzende der „American Chemical Society“, nennt diese Arbeit Dr. Bonhöffers die größte Entdeckung von 1929.

Die Auswirkungen dieser epochenmachenden Entdeckung sind noch nicht zu übersehen. Erst die Zukunft wird die große Bedeutung dieser Arbeit lehren können. R.

Literatur

Wie an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Der Naturforscher vereinigt mit „Natur und Technik“. Illustrierte Zeitschrift für das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften, des naturgeschichtlichen Unterrichts, des Naturschutzes und der Technik mit der Beilage: Nachrichtenblatt der Staat. Stelle für Naturdenkmalspflege in Preußen. Preis vierteljährlich 2,50 M., mit Nachrichtenblatt 3.— M. (Lugos Vermittler Verlag, Berlin-Viersehbahn). — Auch das neueste Heft Jabra, VI d. 11. liegt den vorigen nicht nach. Interessante Artikel: über Planeten mit anderen Planeten von Dr. Wapmann, über Eis und Kell von Dr. Wapmann, eine wissenschaftliche Fortsetzung eines Gedichtes aus dem Naturwissenschaftler über den „Antarktischen“ beim Menschen, eine neue Entdeckung über den Generationswechsel bei den Schnecken, einige kleinere Artikel, eine Pulvisation des Herausgebers an Otto Schmitt zu seinem 70. Geburtstag sowie beachtenswerte Ausführungen einer Stadtschulärztin über Haltungsfehler und Brustverformungen der Kinder in der Schulzeit, erregen das Interesse des Lesers bis zur letzten Seite. Schließend ist auch der letzte Teil von ganz besonderem Interesse. Immerhin die Geheimnisse der Natur kennen lernen und ergründen will, der findet hier den richtigen Schlüssel. Wir können den Bezug der Zeitschrift, die trotz ihres reichhaltigen Inhalts, ihrer reichen Bebilderung unerlässlich ist, nur wiederholt empfehlen.

Gesunde und schmerzlose Körperhaltung. Es hat in der Entwicklung der Welt lange gedauert, bis man den verderblichen Einfluß falscher Körperhaltung auf die Gesamtentwicklung des menschlichen Körpers zu merken lernte. Ein Einfluß, der sich ja nicht nur auf Körperbau und Muskelbildung erstreckt, sondern der vor allem auch die im Inneren des Brustkorbes gelegenen Atmungs- und Kreislauforgane treffen mußte. Deshalb ist die Sorge um eine richtige Körperhaltung zur Aufgabe von Eltern, Erziehern und Pädagogen geworden und diesem so außerordentlich wichtigen Gegenstand, der auf die Gesamtentwicklung des Menschen nach allen Richtungen hin einen so bedeutenden Einfluß hat, eine eingehende Darstellung gewidmet zu haben, ist ein Verdienst des Verlanges S. Dietz u. Co. in München, in dessen Gesundheitsbibliothek in Heft 14 der bekannte Hamburger Orthopäde Dr. Karl Deuschländer eine ganz vorzügliche Darstellung des obigen Gegenstandes gegeben hat. In instruktiver und doch ebenso klar wie allgemeinverständlich Weise werden die einzelnen Typen der mangelhaften Haltungsfelder dargestellt und vor allem Art und Formen der Verkrümmung durch Turnen, Geradschäfer, Sitzapparate, gymnastische und orthopädische Übungen usw. zur Anschauung gebracht. Das Lehrbuch, das auch eine Reihe von Abbildungen bringt, ist zum Preise von 70 Hg. in allen Buchhandlungen zu haben.

„Mein Bruder Sven“. Verlag A. Brockhaus, Leipzig. Die große Ausgabe kostet 15 M., die neue, trotz besser Ausstattung, höchstem Papier usw., nur 3,30 M., in Leinwand gebunden nur 5 M. Ein Vorwort für die Verbilligung des deutschen Buches. Das Buch ist die überaus wertvolle und persönliche Biographie über Sven Debit, die man sich denken kann. Es ist eigentlich alles darin enthalten, was man aus dem Privatleben eines berühmten Mannes zu wissen wünscht. Szenen von intimer Natur, interessante Begegnungen mit Kaisern und Königen, beleben dem Wert einen glänzenden, ja feierlichen Hintergrund. Und inmitten des brunnenden Lebens irgendeines indischen Pflichtenbundes, im Reich der Harmonie und neben Charakterköpfen der Geschichte der beschriebene, eine lebenswichtige Fortschritt, nie die einfache, unendliche Masse verlassend, die Gloden der Karawane und die Metaphorik des stillen Lagerplatzes, an dem er einst soß und den selten Liebesleben schwerer mühtiger Wurzel tauchte. — Über dies hinweg ist das Wert der freudvollsten Schwelger „Svens“ ein schlichter Gehalt auf die Liebe zum Bruder, zu den Eltern und zur Heimat. Seine hochstehenden Vorfahren haben Vornehmheit, wahre Liebe, wahre Größe Eigenschaften, wie sie heutzutage fast in Vergessenheit zu geraten drohen, wie sie aber doch wieder zu Ehren kommen sollen. Dazu verleihe das einzigartige Büchlein!

Ein neuer Tag London. Der jüngste Band der Tag-London-Vollausgabe der Wäheralde Gutenberg ist erschienen: „Der Welt“, ein Ergänzungsband, aus denen das ganze vielseitige Weien Tag Londons deutlich hervortritt. Wir fahren mit ihm um Kap Horn und erleben die von der unergründlichen Natur diktierte Granlamkeit eines Schiffers, der seinen Zeltzug vor der japanischen Küste herabgelagert, treiben auf einem Braut auf dem winterlichen Atlantik. Aus der Welt und dem Grauen des Ozeans führt uns der Dichter in die Enge des proletarischen Daseins, in die Höhle der Arberarbeit, in die Spielunten amerikanischer Großstädte, und das Dasein ist hier nicht weniger mörderisch als die entsetzten Elemente. In einer Novelle folgt Tag London die Illustration an, die unerschöpfliche Eingeborene auf Tahiti in den Fesseln der weißen Herren. Aber er sagt auch — ein sonntägliches Gedächtnis in der forensischen Groteske „Eine Karte für den König“ und ein tolles Lachen in der Novelle „Debs' Traum“, in

der er einen Generalstreik der Arbeiter von Ostfriesland vom Standpunkt eines Reichens beschreibt, mit ungewöhnlichen Nebenfiguren, die an eine moderne amerikanische Filmrolle erinnern. Die letzte Erzählung „Das Feuer im Schnee“ vermittelt das stärkste Erlebnis. Es geschieht weiter nichts, als daß ein Mann erfriert. Aber noch nie zuvor wurde das mit solchen realistischen Details, mit so feiner Physiologie erzählt. Der Eindruck ist erschütternd und nachhaltig.

Mit Sang und Klang ins Frühlingssand, nämlich ins blühende Land am Oberrhein führt die Märzausgabe der geschmackvollen Zeitschrift „Baderland — Schwarzwaal“ des Badischen Verkehrsverbandes den Leser. Drei strahlende baubildliche Bilderrollen, denen man die Freude von den Augen und den Lippen abliest, in diesem schönen leuchtenden Lande bezaubert zu sein, marschieren im Zeitbild noch in die Welt, dem Beschauber entgegen, eine Reproduktion des neuen vortragenden Frühlingssand des Badischen Verkehrsverbandes. Das Innere des Heftes zeigt uns die tausend Reize des blühenden Baderlandes, Wälden allüberall, vom Norden bis zum Süden, in allen Tälern, auf allen Höhen, von der lieblichen ersten Heimat des Frühlingss, der Bergstraße, angefangen, durch Zaubertal und Hebelbergs romantische Umgebung, ins Weidloch an der Eos und in die Fremdenstadt und Tragelbemat des südlischen Schwarzwaales, Freiburg. Aber das Märzgründerland bis zum Bodensee mit seinen idyllischen Wäldern und Meeren, allüberall eine einzige, große, lichte Flur zarter Frühlingsschatten. Informatorische Artikel über Kette- und Verkehrsfragen ergänzen den wertvollen Bildschmuck, darunter eine Statistik des Fremdenverkehrs in Baden, welche die Zahlen von 1925—1929 bringt. Eine Sonderzusammenfassung zeigt badische Landsteine im öffentlichen Leben außerhalb der Heimat, auch das Zeitbild ist wiederum erschienen und gibt den Lesern die Möglichkeit, das badische Verkehrsband für Baden kostenlos zu erwerben. Die Zeitschrift „Baderland — Schwarzwaal“ als amtliches Organ der im Badischen Verkehrsverband beteiligten Verkehrsvereine und Kurverwaltungen sowie der Gemeinde- und Stadterverwaltungen der Fremdenplätze des badischen Landes hat in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen und stetig zunehmende große Bedeutung gefunden. Eine Problemnummer ist kostenlos durch den Badischen Verkehrsverband, Karlsruhe, erhältlich.

Käffelecke

Wörter-Käffele



Zusammensetz-Aufgabe

Aus den Buchstaben der Wörter: Ache, Jahn, Scheit, Edda läßt sich ein Sprichwort zusammenlegen. Wie lautet dasselbe?

Käffelaufösungen

Käffel: Ravine — Mwine.
Besuchstorten-Käffel: Elektrochulter.
Wichtige Lösungen fanden ein: Helmüt Käffel, Friedrich Peubler, S. Grimmer, Emil Hübner, Karlsruhe; Ludwig Bauer, Kdo., Grünwinkel; Frieda Auer, Ab. Ruppurt; Andreas Bonel, Kappelrode; Nachtrag: Emma Weidner, Karlsruhe.

Witz und Humor

Wissenschaft. „Mutti, jetzt weiß ich auch, warum die Küken aus den Eiern kommen.“ — „Nämlich?“ — „Weil sie Angst haben, sie würden sonst mitgekocht!“
Junge Ehe. „O Gott, Schabi, ich kann nicht lachen.“ — „Gott sei Dank. Der Schlächter pumpt mir ohnehin nichts mehr.“
Die zärtliche Gattin. „Grauensvolles Weib — jetzt hab ichs satt und geh' ins Wasser.“ — „Auf dem Weg zum Kanal kommt du am Postamt vorbei. Bitte, sieh diesen Robpostbrief ein.“
Berlin A. „Na, Medvern, Ihr kleiner Junge läuft wohl schon?“ — „Gewiß doch.“ — „Meiner is dreiuundzwanzig.“ Der sitzt schon wieder!“
Antrag. „Mutta, der Obstwarenhändler hat um mir angehalten.“ — „Hoffentlich will er dir nich veräppeln!“
Der Journalist. Ein Mann fand auf der Straße einen Detina, den ein Händler als Abfall fortgeworfen hatte. — Der Mann war Journalist mit Stoffmanuel und schrieb einen Artikel mit folgender Überschrift: „Bekannter Kanalchwimmer jedoch tot aufgefunden.“ (Uff.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

hatte noch vor einem Jahr auf seinen Knien gelesenen hatte, ungeduldig zum Fenster und trommelte auf die Scheiben?
In seinem verwirrten Kopf spielte sich etwas Merkwürdiges ab.
„Klar!“ begann er.
In diesem Augenblick läutete die Glocke lauter als nötig war, die Nacht sprang aus dem Zimmer, führte im Triumph einen jungen Mann herein und stellte vor:
„Mutter... Wendrich Basting...“
Dabei sagte sie nicht, sondern gab dem Wendrich einen Kuß und Umfel Hand dabei.
(Berechtigter Uebersetzung aus dem Holländischen.)

Liebe von heute und gestern

Von Fred Hildenbrandt.

Am Abend stand Frau Konrad Post in Trobnau vor dem Zimmer ihrer Tochter.
Sie schickte sich die grauen Strähnen aus dem Gesicht und trat ein. Mariene kam ihr entgegen.
„Wir konnten noch ein bißchen laufen. Willst du?“
Das Mädchen nickte. „Gern, Mutter, ich muß die Briefe noch in den Kasten stecken. Sieh mal, ich habe zwölf Briefe geschrieben, an die halbe Klasse. Die werden stauen, Mutter!“
Frau Post sah nachdenklich auf die Umschläge hinunter. Also kam, neben ihr ein Stuhl die Allee hinaus.
Sie wanderten die verstaubte Straße entlang, und an der Ecke blieb Mariene stehen.
„Warte, ich möchte nur die Briefe einstecken.“
Die Mutter nahm ihr den Post aus der Hand. „Auf dem Rückweg“, sagte sie freundlich, „erst laufen wir.“
Verwundert schaute Mariene den Kopf.
Sie durchschritt langsam die große Allee. Das rote Licht der Stadt hand weit draußen am Rande der Nacht.
Mariene hatte sich bei ihrer Mutter eingebakt, schweigend gingen sie nebeneinander.
Wie viele Male bin ich so mit diesem Kinde gegangen, dachte Frau Post, aber diesmal wird es ein schwerer Gang sein, und Gott möge mir das Richtige eingeben.
Sie hörte Mariene zu, die plötzlich veranlaßt von dem großen Leben zu erzählen begann, das sie erwarbete.
„Wir werden Reisen machen“, sagte das Mädchen. „Zuerst werden wir nach Neapoli fahren, gleich nach der Hochzeit, das hat er mir versprochen, dann will er mit mir nach Capri und dort einige Monate arbeiten. Ist das nicht herrlich?“
Frau Post nickte.
„Er will in Capri einen neuen Roman anfangen, deshalb fahren wir hin. Er laßt, er muß fertig sein in fünf Monaten.“
„Hat Herr Dohna dir mehr über diesen Roman erzählt, Mariene?“
Das Mädchen dachte nach. „Ich glaube ja, warte mal, was hat er denn nur gesagt davon. Ich hab's wieder vergessen. Jedenfalls will er sehr fleißig sein.“
Die Mutter nickte.
Sie führten auf einen Feldweg, und Frau Post bog ab. Der Weg führte auf einen Hügel, auf dem eine Bank stand. Man sah von dort die strahlende Stadt liegen.
„Hast du einmal was von Sebastian Dohna gelesen?“
Mariene schüttelte den Kopf. „Nein. Aber — ach Gott, er hat mir doch einige Bücher heute abend eingepackt, jetzt habe ich die wieder liegen lassen.“
„Hast du denn schon einmal ein Buch von ihm liegen lassen?“
„Ja“, lachte das Mädchen, „gleich am ersten Abend, als wir uns kennenlernten. Da tanste ich mit Herrn Sieffe.“ Mariene brach ab.
Frau Post nahm die Hand ihrer Tochter. „Mariene, hör mal zu. Ich glaube, ihr wartet noch ein bißchen mit der Heirat? Meinst du nicht?“ Mariene schwieg.
„Am besten wäre es, ihr würdet euch nie mehr lieben“, sagte Frau Post laut.
Mariene fuhr herum.
Beruhigend streichelte die alte Frau die Hand ihrer Tochter.
„Hör mal zu, Mariene. Wir haben dir immer freie Hand gelassen, das weißt du. Und du warst immer ein netter Kerl, Mädchen. Ich will dir einmal erzählen, was ich gemacht habe, als ich deinen Vater kennenlernte.“
Mariene hörte verwundert auf, sie sah nicht, daß ihre Mutter brennend rot geworden war.
„Das war ganz anders, Mariene. Vielleicht ist es jetzt so mit euch, aber ich glaube, es war früher schöner. Und weißt du, was ich deiner Großmutter erzählt habe? Wenn er kam, habe ich sie ans Fenster gerückt und habe ihr gesagt: Sieh mal, was für einen guten Gang er hat, er ist doch ein richtiger Mann. Sieh mal, wie hübsch er anesogen ist, habe ich gesagt, sieh mal — ja, Mariene, und wenn er bei uns im Zimmer sah, habe ich ihn, wenn er sich mit meiner Mutter unterhielt, heimlich anesogen. Seine Stirne, seine Augen, seinen Mund, seine festen, starken Hände, alles habe ich geliebt, und ich konnte mich nicht satt an ihm haben. Manchmal brachte er seine Arbeit mit — er war Hilfsarbeiter an der Gesundheitsbehörde in der Türkei zuerst und dann im Ministerium des Auswärtigen — da haben wir über den Affen gelesen, und er hat mir alles erzählt.“
Frau Post drückte die Hand Marienes und nahm sie zu sich auf ihren Schoß.
„Dann war es immer so: ich war unruhig, bis er kam, und ich war traurig, wenn er wieder gehen mußte. Ich hatte auch bald

heraus, in ihm zu lesen, weißt du? Wenn er den linken Mundwinkel etwas hängen ließ, hatte er Ärger gehabt, das wußte ich bald. Und wenn er langsam über die Straße ging, wußte ich, daß er mich hinter den Vorhängen beobachtet hatte. O, ich kannte ihn bald in- und auswendig.“
Sie schwieg.
„Ich liebte ihn über alles“, sagte sie dann leise.
Mariene räusperte sich.
„Bitte erzähle noch, Mutter“, flüsterte sie.
Sie hatte ihren Kopf an die Schultern ihrer Mutter gelehnt und sah in den golden schimmernden Himmel hinüber, unter dem die große Stadt lag. Manchmal flüchtete dort ein greller Fiedel auf, manchmal ging es wie ein Blitz durch das Firmament.
„Erzähle weiter, Mutter!“
„Manchmal war er sehr ernst, und dann überlegte ich mir ganze Nächte lang, ob ich ihn geküßt hätte, und wie viele Stunden ich wachgelegen und gebeult habe, das kann ich dir gar nicht sagen. Wenn er dann wieder kam, und ich fragte ihn, und er lachte, war ich in allen Himmeln. Dazu mußst du wissen, daß deine Großmutter, meine Mutter, ihn nicht leiden konnte. Er war ihr zu rauh und zu sicher. Sie mochte das nicht gern, und dann hatte sie auch sonst viel an ihm auszusetzen. Er brachte nicht immer Blumen für mich mit, und sie laute, zu ihrer Zeit hätte sich ein Bräutigam lieber erküßt, als es gewagt, ohne Blumen in das Haus der zukünftigen Schwiegereltern zu treten. Dabei hatte er doch so herzlich wenig Geld, er mußte doch immer gut angezogen gehen seines Berufes wegen. Manchmal habe ich heimlich von meinem Taschengeld Blumen gekauft und sie unten auf der Treppe deponiert. Zuerst war er wütend, als ich ihn bat, mit diesen Blumen zu erscheinen, aber dann lachte er, und du kannst dir nicht vorstellen, wie veranlaßt wir waren, wenn er so ins Zimmer kam und mir feierlich meine Blumen überreichte.“
„Jetzt ist ja eine andere Zeit“, begann sie von neuem, „vielleicht muß das so sein. Ich weiß nur nicht, ob sie schöner ist.“
Sie richtete sich auf.
„Weißt du, ich habe immer geträumt davon, wenn du einmal schrecklich verliebt sein wirst. Du würdest es genau so machen wie ich, dachte ich, genau so dumm und genau so selb. Ich habe mich gefreut darauf, und Vater auch. Hinter all seinen Standpunkten steht doch eine heimliche Freude an allem, was Temperament und Unbesonnenheit und Drauflosigkeiten ist. Ich dachte, wenn es erst einmal soweit ist mit dir, dann müssen wir beiden Alten aufpassen, daß du nicht kopfüber hineinfällst und keine Luft mehr kriegst. Aber ich muß dir ja sagen, daß wir seit heute allen Respekt vor dir haben. Vater ist vollkommen verliebt.“
Mariene sah bewegungslos.
„Wie du diesen berühmten Mann zu nehmen weißt, ist einfach unglücklich“, erklärte Frau Post veranlaßt. „Es sieht so aus, als ob ihr schon dreißig Jahre miteinander verheiratet wäret. Und eigentlich behandelst du ihn ganz richtig, das muß ich sagen. Er liebt dich abgöttisch, das sieht man. Du kannst ihn bald um den kleinen Finger wickeln, das dauert nicht mehr lange. Es ist ein sarter und feiner Mensch, Mariene, und du hast wirklich Glück gehabt, und die Briefe sind dir wirklich komisch. Wenn ihr so nebeneinander steht, seht ihr sehr nett zusammen aus. Und seine weißen Haare — übrigens, weißt du, daß er ein ganz edles Gesicht hat? So habe ich mir immer ein edles Gesicht vorgestellt.“ Sie schwieg.
„Ach“, lachte sie dann, „wie habe ich mir deine Verlobung ganz anders vorgestellt! Ich dachte, wir kommen aus dem Schreden nicht mehr heraus, und unfre Mariene heißt, wenn er verstimmt ist, und brüllt vor Wonne, wenn er ausgelassen ist. Ich dachte, du würdest mit ihm tagelang, wenn er Zeit hat und auch wenn er keine hat — dann würdest er eben mal streifen in seinem Beruf — ja, du würdest mit ihm in den Schwimmbädern herumtoben oder wandern tagelang oder Schi laufen im Winter und Socken spielen und wärst überhaupt außer Rand und Band. Und wenn ich dich ansehen würde, dachte ich, würde ich das Glück ansehen.“
Mariene hatte tief den Kopf gesenkt.
„Wenn Männer im Alter von Dohna ein junges Mädchen heiraten“, fuhr Frau Post unbeirrt fort, „dann wissen sie nicht einmal, was sie vor ganz verrücktem Glück anfangen sollen. Du wirst es sehr gut haben, glaube ich. — Sag mal, Mariene, was für einen Wagen will er dir denn schenken?“
Sie sah das Gesicht ihrer Tochter zu sich hinauf.
Es war von Tränen überströmt.
Sie streichelte die Tränen fort von den Wangen.
Schweigend haben sie sich in die Augen.
Nach einer Weile stand Frau Post auf.
„Komm, es ist Zeit. Hier sind deine Briefe, verleihe sie nicht in den Kasten zu werfen.“
Mariene nahm die Briefe. Sie wanderten zurück.
Als sie am Briefkasten vorübergingen, reichte Mariene die Briefe ihrer Mutter. „Bitte, verbrenne sie, Mutter.“
Frau Post schüttelte den Kopf. „Das mußt du selber tun“, antwortete sie leise.
Unter der Zimmertür gab Mariene ihrer Mutter die Hand. Und wenn Mariene ihrer Mutter oder ihrem Vater statt eines Kußes die Hand gab, stand von altersher etwas Bedeutungsvolles, etwas Kleines oder etwas Größeres, jedenfalls aber etwas Beschlossenes in der Luft.
(Aus dem neuen Roman „Schmetterling im weißen Haar“ von Fred Hildenbrandt, der im Aprilheft von Westermann Monatsheften beginnt, bringen wir mit Erlaubnis des Verlags den obigen Abschnitt. Der spannende Roman wird sicher die Beachtung der literarisch interessierten Kreise finden.)

Der liebe Hund

Humoreske von Christian Enselst.

Adolf kam nach Hause.
„Klara“, sagte er, „ich habe ich Urlaub bekommen. Morgen fahren wir nach Beile und dann machen wir eine Radtour durch Sütländ, übernachten in den alten Dorfwirtschaftern...“
„Adolf“, sagte Klara.
Er küßte sie und machte sich von ihren zärtlichen Armen frei.
„Wo ist Beauty?“
„Sie liegt hinten in ihrem Korb.“
„Ist sie krank?“
„Sonst kommt sie doch immer angelaufen.“
Mit einem Sprung war er hinten beim Korb. „Na, altes Mädel? Ist Papas altes Mädel krank?“
Der kleine fetter, gelblicher Süßbrotbrot hob den Kopf und blickte seinen Herrn mit schwermütigen Augen an.
„Klara! Klara! Beautys Schnauze ist brennend heiß und trocken.“
„Aber besser Mann“, sagte sie faul, „Beauty hat den ganzen Tag unter der Decke gelegen, und hier sind achtzehn Grad.“
„Wenn du nur recht hättest! Du bist so nett. Aber ich liebe Beauty.“
Frau Klara sagte: „Wie war es mit der Reife?“
„Jetzt ist es ja einerlei; es war ja hauptsächlich Beautys wegen, sie läuft so gern. Und du hast ja auch Lust.“
„Ja, mein Freund.“
„Aber wenn Beauty krank wird, wird natürlich nichts aus dem Gange. Ich werde, darin find wir einig.“
Klara antwortete nicht.
Im selben Augenblick kam Beauty langsam mit hängendem Schweif aus dem Korb heraus, sie wedelte nur ganz wenig und schüttelte den Kopf.
„Hier ist sie, Klara!“
„Aber sie will nicht mit, sie schüttelt den Kopf“, sagte Klara; sie war böse.
„Anfang! Frauensimmer verstehen sich nicht auf Hunde“, entschied Adolf.
Sie fuhren nach Beile. Beauty heulte fürchterlich auf der ganzen Tour zu Land und zu Wasser, und in der Nacht inspizierte sie beständig im Hotelzimmer umher, so daß keiner von ihnen ein Auge schlief.
Als sie am Morgen abfahren, war Beauty sehr unzufrieden. Im Laufe des Tages wurde es schlimmer. Fortwährend setzte sie sich auf ihr Hinterteil und machte ein betäubendes Geräusch.
Adolf mußte in einemfort umhertreten und sie anflehen mitaukommen.
„Ich hab' dir ja gesagt, Klara, ebe wir abfahren, daß Beauty krank ist. Warum, zum Teufel, hast du mir widersprochen, du Biid? Beim ersten Gehst mache ich halt und miete einen Wagen, und dann fahren wir nach Hause.“
„Da liegt das Gehst“, sagte Klara.
„Es lag weiß und hell unter seinem schwarzen Strobdach oben auf dem nächsten Hügelkamm. Sie bogen in einen Nebenweg ein. Sie saßen beide von den Wärdern und schoben sie; so schickte sie auf den Hügel. Beauty bisser doch noch nicht gewesen.“
Den Weg hinunter gerade auf sie zu kam ein kleines, rotbackiges, gelbbaoriges Mädchen mit einem Spankorb am Arm. Als Beauty die Kleine erblickte, löste sie die Ohren, hob den Schweif und lief auf sie zu.
„Der liebe Hund“, sagte Adolf.
Beauty bellte laut und sprang an dem Kind in die Höhe und legte ihm beide Vorderpfoten auf die Schultern.
Es ließ den Kopf fallen.
„Adolf, das Kind!“
„Ich habe ganz entseht auf.“
„Halt den Mund!“
Er sah sie dort am Arm. — Wir tun, als läben wir nichts. Geh langsam! Sprich mit mir! Schilt mich aus! Dazu hast du ja doch Lust.“
Die Kleine brüllte. Beauty trah ganz gierig alles auf, was in dem Korb war.
„Wenn du dich nicht einmischen willst, so tue ich es.“ Klara zitierte vor Jörn.
Adolf knirschte mit den Zähnen. „Wie böse und niederträchtig du bist, du kannst dem armen Hund nicht sein einziges Vergnügen auf dieser verfluchten Reise gönnen.“
Klara schwieg ängstlich; Adolf war so aufgeregt.
Beauty hob siegesstolz den Kopf und wedelte stürmisch. Der Inhalt des Korbes war gänzlich verschwunden.
Da blickte Adolf zu ihr hinüber und rief ganz erschreckt noch einmal und tief zu dem weinenden Kinde hin.
Er rief schon von fern: „Armes Kind, hat mein Hund das ganze schöne Essen deines Vaters aufgefressen? Na, glaub' nur, der kriegt was ab!“ Die Kleine schluchzte.
„Hier hast du zehn Kronen. Und dann grüß deinen Vater und wuß' dir die Augen ab!“ — Das Kind schluchzte: „Es war gar nicht für Vater. Es waren Pfannkuchen mit Strödnin für den Fuhrer den Hügel.“ — „Du Diebskammer!“
Klara mußte sich ins Mittel legen, sonst hätte er sie totesgeschlagen. Beauty ward.
Und er wollte sich gehen lassen.
Aus der Scheidung wurde nun freilich nichts, aber einen Hund haben sie nicht wieder gehabt.
„Frauensimmer haben keinen Menschen- und keinen Hundeverstand“, sagte Adolf, und immer, wenn er das sagt, wird er rotend.
Berechtigter Uebersetzung aus dem Dänischen.

Sisu

(Eckstames vom finnischen Volkscharakter.)

In der finnischen Sprache gibt es ein Wort, das sehr schwer wiedergeben und auszudeuten ist, und doch bezeichnet gerade dieses Wort einen Hauptzug in dem Charakter des Finnländers, dieses verschlossenen Nordländers, der vor dem Kriege in seinem Lande einen zähen und erbitterten Kampf gegen die Oberherrlichkeit der Russen geführt hat. Seitdem haben sich in Finnland viele Umwälzungen ereignet, aber „Sisu“ ist noch immer das Treibende, das, was den Finnländer von anderen Völkern unterscheidet und ihn einzig macht. Ein Kenner Finnlands gibt einige Erläuterungen für dieses merkwürdige Wort.
In einer Familie diente ein finnisches Mädchen; sie war treu wie Gold, liebte die Kinder und hätte ihr Leben für ihre Herrschaft hingegeben; denn so sind die Finnen. Bisweilen aber überkam sie der „Sisu“. Wenn A. B. beim Reinemachen die Geschäfte nicht hinlänglich genügt war, griff sie mit zusammengebissenen Zähnen plötzlich zu und schleuderte ein Möbelstück, das dies schwächliche Persönchen ohne „Sisu“ nie hätte tragen können, ganz allein in das andere Zimmer. Nur ihr aus äußerster Anspannung Wille vermochte die Leistung zu vollbringen.
Ein anderes Beispiel für „Sisu“. Von einem finnischen Hof waren alle Erwachsenen an die Front gegangen, nur die Wirtin des Hofes, ihr alter Vater und ein vierzehnjähriger Sohn waren zurückgeblieben. Eines Tages erklärte der Knabe, daß er es nun nicht länger aushalten könne, er müßte auch fort, er könne ja das letzte Pferd nehmen und Transporte fahren, wenn man ihn sonst nicht brauchen könne. Die Mutter gab ihre Zustimmung, da sie wußte, daß er sonst ohne Erlaubnis gehen würde. Aber nun mußte es auch der Großvater nicht länger im Hause. Er packte seinen Rucksack und zog an die Front. Der Knabe wurde wirklich als Transportfahrer beschäftigt, aber seine Witten, ihm ein Gewehr zu geben, stießen er in der Winterdämmerung auf seiner Fahrt ab, sieht er in einer kleinen Entfernung einen Mann hinter einem großen Stein sich verbergen. Sofort erfasste er die Situation, springt von seinem Wagen, klettert mit den Armen, Schreit und kommandiert, als hätte er eine ganze Schar hinter sich und ist mit einem raschen Schritt bei dem Stein angelangt. Der Mann, der sich dahinter verbirgt, ist so verurteilt über all den Lärm, daß er vor der vermeintlichen Uebermacht die Waffen streckt. Im Nu hat der Knabe das Gewehr gepackt, legt an und schießt den Besitzer nieder. Er besteigt seinen Wagen wieder und fährt an die Front. Als er gefront wird, wo er das Gewehr her hat, sagt er ruhig: „Wenn ich den Mann nicht erschossen hätte, hätte er mich erschossen.“
— Sie wollen mir ja kein Gewehr geben, also mußte ich mir eins nehmen.“ Der Knabe wurde in Arrest gesteckt, aber das Gewehr durfte er behalten. Und als der „weiße General“ mit seinen stolzen Scharen in die Hauptstadt einmarschierte, marschierte der Junge neben seinem weißbärtigen Großvater mit ein, das Gewehr auf dem Rücken.
„Sisu“ ist etwas unheimliches, Tölpisches, Verbissenes, was zu großen Leistungen anspornt. Sisu ist es, was den finnischen Kämpfer Kuru zu seinen erstaunlichen Leistungen befähigt. Mit der Uhr in der Hand zwingt er sich verbissen, sein Tempo immer mehr zu steigern, bis er alle Rekorde geschlagen hat und auf seinem Gebiet als Herr dasteht.
Neben diesem diamantartigen aber hat die Seele des Finnländers unendliche Reichtümer an Gefühl und Weichheit. Wie Bachs Karmelen die harten Gemüter beim Anbieten eines schönen Liedes, die sarsellen Vögelchen aus diesen kleinen Herzen, die vor dem Kriege so erbittert um ihre Freiheit kämpfen mußten, die sich gegen die farge Natur des Landes und gegen einen unruhigen Nachbarn zu wehren hatten. Solche äußeren Widerstände formten den Charakter des Volkes.

Welt und Wissen

Die größten Kirchen der Welt. Dem Fassungsvermögen nach ist die größte Kirche der Welt die Peterskirche in Rom, worin 54 000 Menschen Platz finden. Die Walländer Kathedrale kann 37 000, die Paulskirche in Rom 30 000 Menschen aufnehmen. Der Dom zu Köln faßt 30 000, das Ulmer Münster 22 000 Personen. Die höchsten Kirchtürme befinden sich in Deutschland. Der Turm des Ulmer Münsters ist 161 Meter hoch, die Türme des Kölner Doms 150 Meter und die der Hamburger Michaelskirche sind 142 Meter hoch. Das Münster in Strassburg kommt dann mit 142 Meter an viertes Stelle.
Die Sprengung des Wasserstoffatoms.
Die Zerstörung des Atoms ist schon seit Jahrzehnten das ersehnte Ziel der Chemiker. Zahlreiche Versuche und Anstrengungen sind von den Gelehrten aller Länder gemacht worden, um dieses Ziel zu erreichen. Rutherford war der erste, der die rätselhafte Erscheinung beim Radium als Atomzerfall erkannte und vor zehn Jahren den Versuch unternahm, diesen natürlichen Atomzerfall, wie beim Radium, auf künstlichem Wege zu erzwingen. Mit einem funktionierenden Apparat gelang es ihm, mit Hilfe von Alphastrahlen Wasserstoffatome aus anderen Elementen herauszulösen. Die Alphastrahlen, die aus denen von der Natur zertrümmerten Radiumatomen herauskamen, verfügten über Kräfte, wie sie bisher mit menschlichen Mitteln noch nicht hergestellt werden konnten. Die ganzen Versuche waren aber bisher nur von Teilerfolgen gekrönt.